

Die Funktion der Familie in der Sozialisation

Maximilian Rieländer

Darmstadt 1978

für die Leitung des Seminars

„Die Funktion der Familie in der primären Sozialisation“
am Pädagogischen Institut der Technischen Hochschule Darmstadt

Überarbeitung 2000

Inhalt

1. Phylogenetische Aspekte der Sozialität von Organismen	2 2
1.1 Die Bedeutung der sozialen Umwelt für organismisches Leben	2 2
1.2 Die Bedeutung des Familienverbandes bei Tieren	3 3
1.3 Sozialisation in familiären Gruppen als phylogenetisches Erbe von Menschen	3 3
2. Menschliche Sozialisation als Lernen in sozialen Systemen	4 4
2.1 Begriffliche Grundlagen von Sozialisation	4 4
2.2 Soziale Systeme – systemtheoretisch verstanden	5 5
2.2.1 Begriffe und Beschreibungsmerkmale der Systemtheorie	5 5
2.2.2 Begriffliches Verständnis sozialer Systeme	6 6
2.3 Hierarchische Ebenen sozialer Systeme als Sozialisationsbedingungen	6 6
2.3.1 Mitmenschliche Beziehungen	6 6
2.3.2 Gruppen, Lebensgemeinschaften, Alltagsgemeinschaften	7 7
2.3.3 Soziale Organisationen	7 7
2.3.4 Gemeinde	8 8
2.3.5 Gesellschaft	8 8
3. Phasen der lebenslangen menschlichen Sozialisation	8 8
3.1 Primäre Sozialisation	8 8
3.2 Sekundäre Sozialisation	9
3.3 Tertiäre Sozialisation	10
4. Die Bedeutung der Familie in der Sozialisation	10
4.1 Die Familie als soziales System, als Gruppe und als Primärgruppe	10
4.2 Die Bedeutung der Familie in der primären Sozialisation	11
4.2.1 Die Familie als Rahmen der primären Sozialisation	11
4.2.2 Grundlegende Prozesse in der primären Sozialisation	11
4.2.3 Die Bedeutung einer stabilen Primärgruppe in der primären Sozialisation	12
4.3 Die weitere Bedeutung der Familie in der Sozialisation	15
4.3.1 Grundeinheit für Intimität in menschlichen Beziehungen	15
4.3.2 Grundeinheit für kooperative Lebenssicherung	15
4.3.3 Grundeinheit für Fortpflanzung und Betreuung der Nachkommenschaft	15
4.4 Die Familie als soziales Subsystem der Gesellschaft	16
Literatur	17

1. Phylogenetische Aspekte der Sozialität von Organismen

1.1 Die Bedeutung der sozialen Umwelt für organismisches Leben

Leben bzw. organismisches Dasein ist in biologischer Sicht nur dadurch möglich, daß Organismen mit der Umwelt in ständigen Austauschprozessen stehen und dadurch in Bewegung und Lebendigkeit bleiben.

Das, was Organismen mit der Umwelt austauschen, läßt sich durch die theoretischen Konstrukte 'Energie' und 'Information' fassen. Organismen nehmen aus der Umwelt Reize auf, die sowohl einen energetischen Aspekt haben und in Organismen zu Weiterleitungen von Erregungen als auch einen wahrnehmungsmäßigen-informatorischen Aspekt haben, wodurch dann Informationen gezieltes orientiertes Verhalten ermöglichen. Die aufgenommenen Reize werden verarbeitet, eventuell zu einem Zuwachs an Energie (z.B. Assimilation der Nahrung) und zu einem Zuwachs an Information. Der Organismus gibt wiederum Energie und Information an die Umwelt ab; jede organismische Aktivität ist Abgabe, Äußerung von Energie; auf die soziale Umwelt gezieltes Verhalten ist Äußerung von Information. Solche Austauschprozesse von Organismen mit der Umwelt sind lebensnotwendig. Je intensiver Organismen in Austauschprozessen mit der Umwelt stehen, desto intensiver sind sie in Bewegung und desto intensiver leben sie. Als Grundtendenz für jeden Organismus läßt sich ein Streben zur Erhaltung des eigenen Lebens und zur Intensivierung und Erweiterung des eigenen Lebens annehmen. Demnach strebt auch jeder Organismus zur Intensivierung und Vermehrung seiner Austauschprozesse mit der Umwelt. Diese Aussagen haben den Charakter biologischer Grundgesetze.

Die Austauschprozesse von Organismen mit ihrer Umwelt haben jedoch nur dann in sich lebensfördernde Funktionen, wenn die Umwelt nicht lebensmindernde Elemente an Organismen weitergibt (z.D. chemische u.a. Schadstoffe). Um ihr Leben zu erhalten, müssen sich Organismen also auch gegen negative Elemente der Umwelt schützen. Auf der Stufe der einzelligen Tiere läßt sich schon beobachten, daß sie sich vor negativen Elementen zurückziehen, ihre ausgestreckten Fühler einziehen und daß sie sich gegen negative Elemente durch eine Verhärtung ihrer Außenseite, durch eine Art Erstarrung, durch ein Unbeweglich-machen schützen. Umwelt allgemein hat für Organismen also lebensfördernde und lebensmindernde Aspekte. Gegenüber den positiven Aspekten der Umwelt öffnen sich Organismen, sie suchen den Kontakt mit ihnen oder die Einverleibung; gegenüber den negativen Aspekten schließen sich Organismen ab und ziehen sich zurück.

Umwelt hat viele Aspekte. Sie lassen sich einteilen

- in einen anorganisch-materiell-sachlichen Bereich,
- in einen durch andere organismische Gattungen belebten Bereich und
- in einen durch Gattungsgenossen belebten sozialen Bereich.

Eine besondere Form organismischer Austauschvorgänge mit der Umwelt sind soziale Kontakte als Austausch mit Gattungsgenossen. In sozialen Kontakten ist ein besonders intensiver Austausch von Energie und Erregung, z.B. durch erotisch-sexuelle Kontakte, sowie von Informationen, z.B. durch gemeinsame 'Sprache', möglich. Wie sich bei Tieren beobachten ließ, fördern schon einfache soziale Kontakte mit großer Nähe Lebensfunktionen. Sind jedoch zuviel Tiere in großer Nähe zusammen, können sie sich in ihren Lebensfunktionen auch behindern ("Überbevölkerung"), so daß zuviel soziale Kontakte auch negative Wirkungen auslösen können. Die sexuelle Vereinigung ist bei Organismen eine besonders intensiv erlebte Form des sozialen Kontaktes; sie dient besonders der Intensivierung des Lebens durch das lustvolle Erleben gesteigerter Erregungen und ermöglicht zudem die Fortpflanzung der Gattung und damit das allgemeine organismische Weiterleben über das Leben des einzelnen Organismus hinaus.

1.2 Die Bedeutung des Familienverbandes bei Tieren

Ab einer bestimmten phylogenetischen Stufe der tierischen Entwicklung spielt die Sozialität eine grundlegende Rolle bei der Entwicklung gattungsspezifischer Lebensmöglichkeiten. Tiere wirken in sozialen Verbänden mit verteilten Rollen, d.h. in je individuell spezifischer Weise, bei der Lösung von Aufgaben im Dienste der Lebenssicherung und der Fortpflanzung zusammen; gattungsspezifische Lebenserhaltung und -förderung ist nur noch in gegenseitiger Kooperation möglich.

Neugeborene Jungtiere sind ab dieser phylogenetischen Stufe noch nicht gattungsspezifisch entwickelt; ihre erbmäßig-genetische Ausstattung reicht zum eigenständigen Erreichen gattungsspezifischer Reife nicht aus. Sie bedürfen in ihrer Jungtierzeit der Betreuung elterlicher bzw. erwachsener Tiere in doppelter Hinsicht: Erwachsene Tiere müssen ihnen Nahrung und Schutz vor Gefahren vermitteln, damit sie sich physisch entwickeln können; weiterhin sind sie auf Lernprozesse durch soziale Kontakte mit erwachsenen Tieren angewiesen, um eine gattungsspezifische Selbständigkeit für das eigene Leben zu erreichen.

Eine zentrale Form tierischer Sozialverbände ist der Familienverband: In ihm kooperieren Tiere im Sinn der Fortpflanzung und der lebensnotwendigen Förderung der Jungtiere durch Nahrungsbeschaffung, Gewährung von Schutz und Ermöglichung von Lernprozessen, welche eben nur durch soziale Kontakte in einem sozialen Verband möglich sind. Lernprozesse erfolgen bei Jungtieren im Familienverband dadurch, daß erwachsene Tiere ihre Aktivitäten im Sinne der Erkundung der Umwelt und als Versuche, selbständig zu werden, fördern und unterstützen und daß Jungtiere das Verhalten der erwachsenen Tiere beobachten und nachahmen. Soziale Lernprozesse sind für Jungtiere also dazu notwendig, damit sie einerseits ihre individuelle gattungsspezifische Selbständigkeit erreichen und andererseits kooperative Verhaltensweisen lernen und so zu den durch Kooperation zu lösenden Aufgaben in sozialen Verbänden beitragen können.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Ab einer bestimmten phylogenetischen Entwicklungsstufe ist gattungsspezifische individuelle Entwicklung nur als Sozialisation – d.h. als eine durch die soziale Umwelt beeinflusste und durch soziale Kontakte geförderte ontogenetische Entwicklung – möglich, und zwar vor allem als familiäre Sozialisation, d.h. als Zusammenleben von Jungtieren und Elterntieren bzw. erwachsenen Tieren.

1.3 Sozialisation in familiären Gruppen als phylogenetisches Erbe von Menschen

Folgende Grundzüge des menschlichen Austausches mit der sozialen Umwelt stammen also aus dem tierischen Sozialleben:

Menschen kooperieren in sozialen Verbänden zur Sicherung und Intensivierung des Lebens. In Gruppen wirken sie zusammen im Sinne der Fortpflanzung, der Lebenssorge für die Nachkommenschaft und ihrer Erziehung. Solche Gruppen, wo Kinder mit Eltern bzw. mit Erwachsenen zusammenleben, die für sie und ihre elementaren individuellen Entwicklungsprozesse sorgen, lassen sich im weiten Sinne als 'Familie' bezeichnen.

Im ontogenetischen Entwicklungsprozeß können Menschen nur in sozialen Verbänden, am ehesten in familiären Gruppen, zu gattungsspezifischen Individuen werden. Nur solche individuellen Lernprozesse, die durch familiäre Gruppen sozial vermittelt sind, sich also durch familiäre Sozialisation vollziehen und in denen sich Kooperationsfähigkeiten und Gruppenintegration entwickeln, ermöglichen gattungsspezifische Lebenschancen für das Individuum und sein Wirken in einer Gruppe. Individuelle und soziale Sicherung und Intensivierung von Leben sind also nur in wechselseitigem Zusammenhang möglich.

2. Menschliche Sozialisation als Lernen in sozialen Systemen

2.1 Begriffliche Grundlagen von Sozialisation

Eine einfache und gute Definition von Sozialisation lautet:

„Sozialisation ist ... das durch die soziale Umwelt vermittelte Lernen von Verhaltensweisen, von Denkstilen, Gefühlen, Kenntnissen, Motivationen und Werthaltungen.“ (Bundesminister für Familie, Jugend und Gesundheit 1975, S.13)

Gemäß den Ausführungen in Kapitel 1 vollzieht sich die gattungsspezifische individuelle Entwicklung bei höheren Tieren und beim Menschen als Sozialisation.

Unter Sozialisation lassen sich lebenslange Lebens-, Entwicklungs- und Lernprozesse von Menschen in sozialen Systemen verstehen.

Menschen leben, entwickeln sich und lernen in sozialen Systemen – was sozusagen eine Naturgesetzlichkeit menschlichen Lebens ist:

- Menschen können nur in sozialen Systemen leben und überleben; sie bedürfen vor allem zu Beginn ihres Lebens der Betreuung und Fürsorge elterlicher bzw. erwachsener Menschen im Rahmen sozialer Systeme.
- Menschen entwickeln sich durch ein systemisches Zusammenwirken von biologisch-genetischen Faktoren, ökologischen Umweltfaktoren und sozialen Faktoren in ihren umgebenden sozialen Systemen; fast jeder Entwicklungsfortschritt ergibt sich aus systemischem Zusammenwirken dieser Faktorenkomplexe.
- Menschen lernen durch ihre sozialen Kontakte mit Mitmenschen im Rahmen sozialer Systeme. Sie nehmen ihre mitmenschlichen Kontakte und deren Wirkungen wahr und erfahren sie, verbunden mit eigenen Empfindungen, Gefühlen/Emotionen und geistig/kognitiven Strukturierungen/Systematisierungen. Sie handeln dann aus ihren Erfahrungen mitmenschlicher Kontakte, meistens mit dem Ziel, ihre soziale Integration in die umgebenden sozialen Systeme zu verbessern. Sie speichern ihre Wahrnehmungen, Erfahrungen und Handlungsweisen mit den erwünschten und unerwünschten Wirkungen als Informationen und prägen sie sich im Empfindungs-, Gefühls- und Denk-Gedächtnis ein. So formen Menschen als Ergebnisse ihrer erfahrenen mitmenschlichen Kontakte ihr individuelles Erleben, Fühlen, Denken und Handeln; sie entwickeln durch Lernprozesse ihre individuellen Gewohnheiten des Erlebens, Fühlens, Denkens und Handelns.

Menschen entwickeln ihre Individualität bzw. das einzigartige Muster ihrer Erlebens-, Denk- und Handlungsgewohnheiten überwiegend, aber nicht ausschließlich, aus individuellen sozialisierenden Zielsetzungen; d.h. sie wollen ihre sozialen Kommunikationen und Kooperation mit Menschen im Rahmen ihrer umgebenden sozialen Systeme sowie ihre eigene Integration in sozialen Systemen verbessern.

Dadurch können Menschen

- ihre volle menschliche Reife mit Selbstbewusstsein, selbstbestimmten Lebenszielen und entsprechender Selbstorganisation entwickeln sowie
- sich in ihren sozialen Systemen positiv integrieren und zugunsten der Zielen ihrer sozialen Systeme kooperativ und produktiv tätig werden.

Zum vollen begrifflichen Verständnis von Sozialisation gehören:

- **Sozialisationsbedingungen:** d.h. vorgegebene soziale Bedingungen in sozialen Systemen für Lebens-, Entwicklungs- und Lernprozesse von Menschen,
- **Sozialisationsprozesse:** d.h. Verlaufsformen und -rhythmen der Lebens-, Entwicklungs- und Lernprozesse von Menschen in sozialen Systemen,
- **Sozialisationsziele:** d.h. die erwünschten ‚positiven‘ Ergebnisse von Sozialisationsprozessen, sowohl in individueller Hinsicht, z.B. menschliche Reife, als auch in sozialer Hinsicht, z.B. positive kooperative Integration in sozialen Systemen.

Sozialisation ist ein lebenslanger Prozeß vom fötalen Stadium bis zum Tode; Menschen orientieren ihre Individualität im ganzen Lebensverlauf auf ihr Leben in sozialen Systemen hin.

2.2 Soziale Systeme – systemtheoretisch verstanden

2.2.1 Begriffe und Beschreibungsmerkmale der Systemtheorie

Die Systemtheorie ist eine Einzelwissenschaften übergreifendes theoretisches Modell zur deskriptiven Analyse von Komplexen von Elementen in Wechselbeziehung.

„In einem System ist eine Menge von Objekten zusammen mit Beziehungen zwischen diesen Objekten und zwischen ihren Merkmalen.“ (Hall/Fagan, in: Prewo u.a. 1975, S.12)

Die Objekte sind Bestandteile des Systems, sie sind mit Merkmalen ausgestattet, und die Beziehungen zwischen ihnen gewährleisten den Zusammenhalt des Systems.

In der Systemtheorie wird zwischen offenen und geschlossenen Systemen unterschieden. Organische und soziale Systeme gelten als offene Systeme, d.h. sie tauschen mit ihrer Umwelt Stoffe, Energie oder Information aus. „Umwelt“ ist in der Analyse offener Systeme ein spezifischer Begriff:

„Für ein gegebenes System ist die Umwelt die Summe aller Objekte, deren Veränderung das System beeinflusst, sowie jener Objekte, deren Merkmale durch das Verhalten eines Systems verändert werden.“ (Hall/Fagan, in: Watzlawick u.a. 1972, S. 117)

In einem System können Teilsysteme miteinander in Beziehung stehen: die Objekte biologischer und sozialer Systeme können selbst als Systeme betrachtet werden, sie sind dann Teilsysteme im übergeordneten biologischen oder sozialen System.

Es ergibt sich eine hierarchische Strukturierung von Teilsystemen, Systemen und Umwelt: Ein System kann als Teilsystem eines weiteren Systems betrachtet werden, dieses wiederum kann als Umwelt für das erstere System gelten. Beispiel: Das System Familie, bestehend aus den Teilsystemen Ehepartner und Geschwister, kann als Teilsystem des Systems Stadt gelten; dieses System kann zugleich als (Teil der) Umwelt des spezifischen Systems Familie betrachtet werden.

Eine analytische Trennung zwischen Teilsystem, System und Umwelt ist relativ beliebig. Diese Beliebigkeit ist einerseits ein Grund für den weiten Gültigkeitsanspruch der Systemtheorie. Andererseits besteht dadurch für die Analyse konkreter Systeme die grundlegende Aufgabe, die Grenzziehung zwischen System und Umwelt bzw. eine System-Einheit zu definieren. Analysiert man biologische und soziale Gegebenheiten als System, sind also die Systemgrenzen zu bestimmen.

Einem System werden folgende zentrale Merkmale zugeschrieben (vgl. Pars. S.73, Prewo S.20):

a) organisierte Ganzheit

Ein System zeichnet sich durch eine Innenstruktur bzw. Organisation aus, die sich in Wechselbeziehungen bzw. Interaktionen zwischen den Objekten des Systems und ihren Merkmalen äußert. Die Wechselbeziehungen der Objekte drücken sich darin aus, dass sie sich gegenseitig verändern. Wechselseitige Beziehungen zwischen Objekten sind weniger als Ursache-Wirkungs-Verhältnisse zu analysieren, sondern angemessener als kreis- oder spiralförmige Abläufe, wo die Frage nach dem Anfang kaum lösbar oder zumindest relevant ist.

Jedes System hat zumindest einen relativen Grad von Ganzheit:

„Jeder Teil eines Systems ist mit den anderen Teilen so verbunden, dass eine Änderung in einem Teil eine Änderung in allen Teilen und damit dem ganzen System verursacht. Das heißt, ein System verhält sich nicht wie eine einfache Zusammensetzung voneinander unabhängiger Elemente, sondern als ein zusammenhängendes, untrennbares Ganzes.“ (Watzlawick u.a. 1972, S.119)

b) Tendenz zur Selbsterhaltung, Stabilität und Gleichgewicht

Ein System zeichnet sich dadurch aus, daß es als organisierte Ganzheit und in seiner relativen Abgrenzung zur Umwelt zeitlich stabil ist. Aufgrund der Austauschprozesse mit der Umwelt und der Änderungsprozesse zwischen den Objekten ist Stabilität kein fixer Zustand, sondern wird durch fortlaufende Prozesse ständig neu hergestellt. Extern und intern bezogene Interaktionsprozesse werden so gestaltet, dass sie Stabilität erhalten oder herstellen. Eine Verminderung an Stabilität wird durch Wiederherstellung vergangener Strukturen und Prozesse oder durch eine neuartige Erzeugung von Stabilität aufgefangen. Stabilität ist also etwas Fließendes.

c) Selbstregulation

Die Fähigkeit eines Systems zur Selbstregulation ermöglicht es erst, eine Umwelt abgrenzende organisierte Ganzheit stabil aufrecht zu erhalten. Der Initiator einer Wirkung bzw. Veränderung – es kann das System gegenüber der Umwelt sein oder ein systemimmanentes Objekt – erhält Information über die Wirkung. Er vergleicht die erhaltene Wirkung mit einer beabsichtigten Wirkung (z.B. Herstellung von Stabilität). Dieser Vergleich ermöglicht ihm eine gezielte Steuerung weiterer Wirkungen. Zeigt sich ein Unterschied zwischen erhaltener und beabsichtigter Wirkung bzw. zwischen Ist- und Soll-Wert, so lässt sich der Unterschied in nachfolgenden Steuerungen durch Annäherung an den angezielten Soll-Wert verkleinern – dann liegt negative Rückkoppelung vor –, oder er lässt sich durch Verstärkung der schon bestehenden Abweichungsneigung vergrößern – dann liegt positive Rückkopplung vor.

Die Selbstregulation von Systemen bedingt auch Äquifinalität; d.h. der gleiche Endzustand kann von unterschiedlichen Anfangszuständen und auf unterschiedlichen Wegen erreicht werden. Entsprechend können auch dieselben Anfangszustände zu unterschiedlichen Endzuständen führen. Daher ist bei der Analyse von Systemen die Frage nach den Anfangszuständen weniger bedeutsam als die Frage nach ihrer Organisation und der Interaktionen der Objekte.

2.2.2 Begriffliches Verständnis sozialer Systeme

Von einem sozialen System läßt sich sprechen, wenn Menschen in einem organisierten Zusammenhang miteinander interagieren oder verbunden sind sowie als organisierte Einheit mit der Umwelt interagieren.

Soziale Interaktion bezeichnet ein aufeinander bezogenes Handeln, wobei in diesem Handeln sinnhafte Informationen ausgetauscht werden.

Soziale Systeme sind mehr durch organisierte Interaktionen gekennzeichnet als durch eine reine Ansammlung von Menschen.

Im erweiterten Sinne liegen soziale Systeme auch dann vor, wenn gattungsgleiche Lebewesen in sozialen Einheiten miteinander interagieren und kooperieren.

2.3 Hierarchische Ebenen sozialer Systeme als Sozialisationsbedingungen

Die für die menschliche Sozialisation bedeutsamen sozialen Systemen lassen sich in mehrere hierarchische Ebenen gliedern. Nachfolgend werden 5 hierarchische Ebenen dargestellt, von denen die zwei ersten Ebenen – Sozialbeziehungen und Gruppen – zu mikrosozialen Systemen gehören, die zwei weiteren Ebenen – Organisationen und Gemeinden – zu mesosozialen Systemen gehören und sich die letzte Ebene der Gesellschaft als makrosoziales System kennzeichnen läßt.

2.3.1 Mitmenschliche Beziehungen

Die unterste Ebene sozialer Systeme wird durch mitmenschliche Beziehungen gebildet, in denen zwei Menschen über längere Zeit eine Verbindung erleben, die ihr Fühlen, Denken und Handeln deutlich beeinflusst. Mitmenschliche Beziehungen wirken meist auch als Teilsysteme in sozialen Systemen höherer hierarchischer Ebenen.

Auf der Ebene mitmenschlicher Beziehungen vollzieht sich Sozialisation vor allem durch die Mutter-Kind-Beziehung in den ersten Lebensjahren, durch heterosexuelle und auch homosexuelle Partnerschaften sowie auch durch tiefe Freundschaften.

2.3.2 Gruppen, Lebensgemeinschaften, Alltagsgemeinschaften

Die nächste Ebene sozialer Systeme wird sozialpsychologisch als ‚Gruppe‘ definiert: In einer Gruppe pflegen Mitglieder untereinander regelmäßige Kontakte und betrachten sich als Gruppe bzw. als soziale Einheit miteinander verbunden, z.B. durch Gruppenbewusstsein und Gruppengefühl.

Für die Sozialisation von Menschen sind im Laufe ihres Lebens vor allem folgende Arten von Gruppen bedeutsam:

- In der **Herkunftsfamilie** wachsen Menschen in ihrer Kindheit mit ihren Eltern oder einzelnen Elternteilen auf, oft auch mit weiteren erwachsenen Verwandten, z.B. Großeltern, Tanten, Onkeln. Man kann im Sinne von Sozialisation sagen, daß Menschen als Kinder in ihre Herkunftsfamilie ‚hineinwachsen‘;
- **Peergruppen** wirken als Gruppen von etwa Gleichaltrigen in der Kindheit und Jugendzeit, z.B. als Kindergartengruppen, Schulklassen, auch als Jugendgruppen und Jugendabteilungen von Vereinen, manchmal auch als ‚Banden‘ oder ‚Cliques‘; Peergruppen haben insbesondere für die Sozialisation von Jugendliche ein starkes, manchmal auch entscheidendes Gewicht.
- Aus einer heterosexuellen Partnerschaft heraus gründen viele erwachsene Menschen eine **neue Familie**, in die sie ihre Kinder hinein erzeugen, gebären und aufziehen. Das Leben in solch einer Familie ist eine zentrale Sozialisationsbedingung für erwachsene Menschen.
- Als **Lebensgemeinschaften** lassen sich Gruppen bezeichnen, in denen Menschen tagtäglich zusammenwohnen und zusammenleben, z.B. Herkunftsfamilien, neue Familien, zusammenlebende Paare, Wohngemeinschaften, Wohngruppen in Heimen, usw.. Durch das tagtägliche Zusammenleben wirken Lebensgemeinschaften auf ihre Mitbewohner ‚sozialisierend‘.
- In **Arbeitsgruppen** und **Arbeitsteams** arbeiten Menschen zusammen, meist im Sinne von Produktions- und Berufsarbeit. Für die berufliche Sozialisation bzw. die Sozialisation im Berufsleben spielen Arbeitsgruppen manchmal eine wichtige Rolle.
- Weitere Gruppen, durch die sich Menschen ‚sozialisieren‘ lassen, sind Freundschaftskreise, Nachbarschaft, überschaubare Vereinsgruppen und auch Selbsthilfegruppen, in denen Menschen lernen, Lebens- und Krankheitsprobleme besser zu bewältigen.

Als „**Alltagsgemeinschaften**“ – ein vom Autor selbst geprägter Begriff für eine Tagung 1997 zu Gesundheitszielen – lassen Gruppen bezeichnen, in denen Menschen leben, nahezu alltäglich zusammenkommen oder sich regelmäßig, mindestens wöchentlich treffen. Zu Alltagsgemeinschaften gehören Lebensgemeinschaften (s.o.), in denen Menschen alltäglich leben, Arbeitsgemeinschaften (Arbeitsgruppen, Arbeitsteams), in denen Menschen werktäglich arbeiten, sowie weitere überschaubare Alltagsgemeinschaften, in denen Menschen sich täglich oder wöchentlich regelmäßig begegnen, z.B. Nachbarschaft, Vereine, Selbsthilfegruppen, usw.. In Alltagsgemeinschaften pflegen Menschen regelmäßige Kommunikationen miteinander und einen großen Anteil ihrer zwischenmenschlichen Beziehungen. Unter dem Begriff der „Alltagsgemeinschaft“ lassen sich verschiedenartigen Gruppen zusammenfassen, in denen sich Menschen gut integrieren möchten und die daher eine deutliche Rolle in der Sozialisation von Menschen spielen.

Sozialisationsrelevante Gruppen und Alltagsgemeinschaften sind wiederum meistens Teilsysteme in umgebenden mesosozialen Systemen, nämlich in Organisationen und Gemeinden.

2.3.3 Soziale Organisationen

Als soziale Organisationen mit deutlich sozialisierenden Wirkungen lassen sich hervorheben: Kindergärten, Schulen, Arbeitsorganisationen, in denen Menschen beruflich arbeiten, Vereine und auch Selbsthilfe-Organisationen und Kliniken als Gesundheitsorganisationen. Organisationen staten sich zur Verwirklichung ihrer Zielsetzungen mit Strukturen aus, in die sich Organisationsmitglieder ‚einpassen‘ sollen, wodurch sich ihre ‚Einpassung‘ ‚sozialisierend‘ wirkt.

2.3.4 Gemeinde

Menschen leben regional in Gemeinden als organisierten Verwaltungseinheiten zusammen, z.B. Dörfer, Städte, Landkreise, auch Kirchengemeinden. In Gemeinden bilden sich Kulturen, Traditionen, auch Freizeitorganisationen und Gesundheitsorganisationen. Gemeinden wirken prägend auf das Leben vieler Familien, Lebensgemeinschaften, Alltagsgemeinschaften und wirken daher als Sozialisationsbedingungen.

2.3.5 Gesellschaft

Gesellschaft läßt sich als ein historisch gewachsenes, relativ eigenständiges makrosoziales System verstehen, in dem sich im Laufe der Geschichte Produktionsweisen zur Bearbeitung von Natur, Anhäufungen und Verteilungen von ökonomisch-materiellen Gütern, bestimmte soziale Interaktions- und Kommunikationsformen sowie als wünschenswert betrachtete Erlebnis- und Denkinhalte (normative Werte) etabliert haben. Eine Gesellschaft pflegt eine Kultur bzw. eine Kulturtradition mit normativen Werten für Denk- und Handlungsgewohnheiten der in ihr lebenden Menschen. Durch gesellschaftliche Produktionsweisen und gesellschaftliche Normen werden Menschen als Individuen ‚sozialisierend‘ beeinflusst.

Eine Gesellschaft ist vorwiegend mit einer Nation als überregionaler Verwaltungseinheit verbunden, weiterhin auch mit einer supranationalen Kulturtradition, z.B. westeuropäisch, südeuropäisch, orientalistisch, südamerikanisch, usw.. Weiterhin ist jede Gesellschaft im Sinne der ‚Globalisierung‘ wiederum ein Teilsystem in einem weltweiten, vorwiegend wirtschaftlich orientierten Globalisierungssystem.

3. Phasen der lebenslangen menschlichen Sozialisation

Die lebenslange menschliche Sozialisation läßt sich in drei phasische Abschnitte mit jeweils spezifischen Sozialisationsprozessen und -zielen unterteilen.

Der Sozialisationsprozeß bei heranwachsenden Menschen wird meist in primäre und sekundäre Sozialisation gegliedert (vgl. Gottschalch u.a. 1971; Habermas 1968). Unter primärer Sozialisation bzw. frühkindlicher Sozialisation versteht man den Sozialisationsprozeß im Zeitraum der ersten fünf Lebensjahre, in dem als „frühe Kindheit“ umschriebenen Zeitraum; der sekundäre Sozialisationsprozeß umfasst den darauf folgenden Abschnitt bis zum Ende der Adoleszenzzeit. Die primäre Sozialisation wechselt in die sekundäre Sozialisation durch den Schuleintritt und dessen Rückwirkung auf Sozialisationsbedingungen und Sozialisationsziele im Leben des Kindes sowie auch aus der Sicht der psychoanalytischen Entwicklungstheorie durch den Abschluss der Ödipusphase.

3.1 Primäre Sozialisation

Unter primärer Sozialisation bzw. frühkindlicher Sozialisation versteht man den Sozialisationsprozeß im Zeitraum der ersten fünf Lebensjahre, in dem als „frühe Kindheit“ umschriebenen Zeitraum. In der primären Sozialisation entwickelt das Kleinkind seine spezifisch menschlichen Fähigkeiten: die Fähigkeit zu planvollem Handeln, Sprachfähigkeit, bewußtes Erfassen der Umwelt, die Fähigkeit, das Verhalten anderer Menschen gezielt zu beeinflussen, Selbstbewußtsein, Gruppenbewußtsein, die Fähigkeit zu bewußter Kooperation mit anderen Menschen.

Als neugeborener Säugling befindet sich das Kind noch mehr auf der phylogenetischen Entwicklungsstufe des Tieres. Menschwerdung ist erst durch den sozialen Kontakt mit Menschen möglich. Der Gattungscharakter des Menschen zeichnet sich gegenüber dem Tier durch die bewußte Lebenstätigkeit aus; d.h. der Mensch kann seine Umwelt bewusst erkennen und sie durch Arbeit geplant und gezielt in großen Zügen verändern. Dies gelingt ihm, da er längere Zeitsequenzen als Einheit informativ speichern kann und solche Speicherungen zur Steuerung von Handlungen abrufen kann. Der Mensch lebt von seinen kognitiven Möglichkeiten her also nicht nur im Augenblick wie das Tier; er kann zwischen seinen Handlungen und ihren Folgen über eine längere Zeit eine Einheit erkennen und kann aufgrund dieser Möglichkeit auch planvoll handeln und arbeiten.

Die Fähigkeit zur bewußten Lebenstätigkeit erwirbt das Kleinkind durch soziale Kontakte. Der Säugling ist für seine Lebenssicherung von Handlungen seiner Bezugspersonen für ihn abhängig. Er lernt, Bezugspersonen dazu zu bringen, für ihn etwas zu tun; er sichert sein Leben, indem er sozialen Einfluß auf die Handlungen seiner Bezugspersonen gewinnt. In Kontakten mit seinen Bezugspersonen erfährt das Kleinkind bald, daß vokale Äußerungen, zunächst das Schreien, dann Laute wie "mama", eine große Rolle dabei spielen, andere zu etwas zu beeinflussen. In der Sozialisation kommt das Kleinkind über Interaktionen mittels vokaler Äußerungen allmählich zu sprachlich-verbale Kommunikation; über mitmenschliche Interaktionen lernt das Kleinkind also die Sprache. Die Sprachfähigkeit bzw. die Fähigkeit, Dinge und Erfahrungen verbal zu benennen, ist Grundlage für die Entwicklung spezifisch menschlicher Bewußtseinsfähigkeit. Die Entwicklung sprachlicher Verständigung in sozialen Kommunikationsprozessen und die Entwicklung von Bewußtseins- und Denkfähigkeit sind sozusagen kongruente Verläufe in der primären Sozialisation.

Durch sprachliche Kommunikation erfährt das Kleinkind, daß es mit mehreren Menschen in gleicher Form und auch gleichzeitig in Kommunikation treten kann; das Kleinkind erlebt sich dadurch als Mitglied in einer Gruppe und nicht nur in einer Zweierbeziehung; es erwirbt ein Gruppengefühl und -bewußtsein. Es erlebt sich als ein mitfühlendes, mitdenkendes und mitwirkendes Mitglied in einer Gruppe, in der Regel in der Familie. Über diese Erfahrung entwickelt das Kleinkind auch Selbstbewußtsein; es erkennt sich selbst als aktives Gruppenmitglied; es erkennt seine aktiv-produktiven Wirkungsmöglichkeiten in einer Gruppe; es lernt "ich" zu sagen, und zwar im Zusammenhang mit einem gruppenbezogenen „ich kann" und „ich will" .

Die primäre Sozialisation, wie sie hier spezifiziert ist, vollzieht sich zeitlich etwa in den ersten drei Lebensjahren.

3.2 Sekundäre Sozialisation

In der sekundären Sozialisation ‚sozialisiert‘ sich der junge Mensch ab dem Alter von 3 Jahren in der Kindheit, Jugendzeit und frühen Erwachsenenzeit in außerfamiliäre soziale Systeme hinein,

- zunächst vor allem in Organisationen wie Kindergarten, Schule, Berufsausbildung, berufsbezogene Organisationen,
- weiterhin über schulische Lernprozesse in die Gesellschaft als Kultursystem,
- weiterhin in der Pubertät über biologische und psychosoziale Entwicklungsprozesse in die gesellschaftlichen Möglichkeiten geschlechtsspezifischer Identitäten des Mann-seins und Frau-seins
- weiterhin in der Adoleszenzzeit über berufliche Bildungsprozesse und die Anfänge eigener produktiver Berufstätigkeit in die Gesellschaft als Wirtschaftssystem.

Der junge Mensch entfaltet in den sozialen Systemen seine menschlichen Fähigkeiten soweit, daß er in der Gesellschaft als relativ selbständiges Mitglied gleichberechtigt und gleichbefähigt – d.h. seine Notwendigkeiten, soziale Hilfe zu empfangen, und seine Möglichkeiten, sozial produktiv zu sein, halten sich die Waage – im gesellschaftlichen Arbeits- und Fortentwicklungsprozeß kooperieren kann.

Sekundäre Sozialisation impliziert damit folgende Entwicklungsprozesse:

- vielfältige soziale Lernprozesse im Fühlen, Denken und Handeln, um sich in vielfältige soziale Systeme und letztlich in das Makrosystem der Gesellschaft integrieren zu können,
- die Entwicklung gesellschaftsbezogener Kooperations- und Arbeitsfähigkeit, gekennzeichnet z.B. durch den erfolgreichen Abschluß einer schulischen und berufsspezifischen Ausbildung und durch den Start eigenständiger Berufstätigkeit,
- die Entwicklung einer inneren Selbständigkeit, gekennzeichnet durch ein emotionales Unabhängigwerden von der Herkunftsfamilie sowie durch ein positives gefühlsmäßiges und geistiges Bewusstsein einer eigenen geschlechtsspezifischen Identität.

3.3 Die tertiäre Sozialisation

Die tertiäre Sozialisation erleben Menschen als erwachsene Bürger einer Gesellschaft. Menschen können sich soweit in die Gesellschaft hinein ‚sozialisieren‘, daß sie im Rahmen ihrer jeweiligen sozialen Systeme über viele Lebensjahre aktiv und verantwortlich am weiteren Entwicklungsprozeß der Gesellschaft mitwirken können, z.B.

- durch die Gründung und Stabilisierung einer neuen Familie mit Kindern,
- durch eigene Berufstätigkeit
- auch durch viele soziale Aktivitäten darüber hinaus in Organisationen und Gemeinden

Nachdem Menschen in der sekundären Sozialisation ihre grundlegenden menschlichen Fähigkeiten für gruppenspezifisches und gesellschaftliches Kooperieren entwickelt und entfaltet haben, vollziehen sie in der tertiären Sozialisation eher individuelle Veränderungen in ihren sozialen Erlebens-, Denk- und Handlungsgewohnheiten im Zusammenhang mit erlebten Veränderungen in den vielfältigen sozialen Systemen, in denen sie leben, – z.B. Wechsel von Wohnorten und Arbeitsplätzen, Änderungen in der familiären Situation, vor allem durch die fortlaufende Entwicklung der eigenen Kinder, Änderungen in der gesamtgesellschaftlichen Situation – sowie im Zusammenhang mit Veränderungen in der eigenen Körperlichkeit – z.B. Wechseljahre, Alterungsprozesse.

4. Die Bedeutung der Familie in der Sozialisation

4.1 Die Familie als soziales System, als Gruppe und als Primärgruppe

Eine Familie ist eine sich deutlich von der Umwelt abgrenzende Einheit und läßt sich daher als soziales System im Sinne einer ‚Gruppe‘ oder Lebensgemeinschaft (vgl. oben 2.3.2) definieren. Einheit und Umweltabgrenzung äußern sich meist in: gemeinsamen Namen, Haushaltsgemeinschaft, Ausprägung des Zusammengehörigkeitsgefühls (Gruppenkohäsion), Verbindlichkeit innerfamiliärer Regeln für die Mitglieder, höhere Intensität der innerfamiliären Kommunikation im Vergleich zur Kommunikation mit der außerfamiliären Umwelt (körperbezogene Kommunikation: Zärtlichkeit, Sexualität).

Die Familienmitglieder beeinflussen sich wechselseitig sehr stark in ihrem Fühlen, Denken und Handeln. Rollenzuweisungen wie Vater, Mutter, Sohn, Tochter oder wie Ehemann, Ehefrau oder wie Bruder, Schwester bestimmen sehr das interaktive Handeln der Familienmitglieder.

Das Streben zu Selbsterhaltung und Stabilität ist in der Familie stark ausgeprägt. Da die Identifikation der einzelnen Familienmitglieder mit dem Familiensystem oft sehr hoch ist (aufgrund des Zusammengehörigkeitsbewusstseins), droht bei einem schwereren Stabilitätsverlust auch ein Identifikationsverlust von Familienmitgliedern (besonders bei jüngeren Kindern). Die Frage, wie Stabilität in einer Familie aufrechterhalten wird, ist von zentraler Bedeutung für die Analyse von Familiendynamik; z.B. Stabilisierung auf Kosten von Neurotisierung und Psychotisierung von Familienmitgliedern, Stabilisierung durch mangelnde Außenweltöffnung der Familie, Verlust von kleinfamiliärer Stabilität bei der Ablösung der „Kinder“ von den Eltern.

Rückkoppelungsmechanismen sind die Basis für Lernprozesse. Rückkoppelungsprozesse innerhalb der Familie ermöglichen Lernprozesse innerhalb der Familie, die meist auf gegenseitige Anpassung zielen. So wird familiäre Identifikation und gemeinsames Handeln möglich. Die zentrale Bedeutung innerfamiliärer Rückkoppelungsprozesse wird besonders in der primären Sozialisation deutlich; ohne solche Prozesse wäre für Kleinkinder kein soziales, sprachliches und kognitives Lernen möglich (vgl. das Problem der Wolfskinder, von Kaspar Hauser u.a.).

Rückkoppelungsprozesse zwischen der Familie und weiteren umgebenden sozialen Systemen ermöglichen Auseinandersetzungen und Anpassungen der Familie in Bezug zu sozialen Systemen. Die Rückkoppelungsprozesse werden meist dahin verarbeitet, daß familiäre Stabilität gesichert wird. Über diese Prozesse beeinflussen Schule, Sozialbehörden (Jugendämter), Beratungsstellen, Einstellungen der Nachbarschaft usw. familiäre Sozialisation.

Die Gruppe, die als bedeutsamste engere soziale Umwelt im Sozialisationsprozeß gilt, läßt sich als „Primärgruppe“ bezeichnen. Die Primärgruppe ist in verschiedenen aufeinanderfolgenden Sozialisationsphasen jeweils die Gruppe, mit der ein Individuum phasenmäßig im Handeln, Fühlen und Denken am intensivsten verbunden ist, die von allen Gruppen die stärksten Sozialisationsinflüsse auf das Individuum hat, in die sich das Individuum am ehesten integrieren will und für die es am ehesten Kooperationsfähigkeit erwerben will.

Primärgruppen haben eine zentrale Bedeutung für Sozialisationsprozesse: Gruppenspezifische Interaktionen formen Handlungsgewohnheiten, und zwar einerseits als Reaktionen auf die Handlungen anderer Gruppenmitglieder und andererseits als aktive Bemühungen, bei den anderen Gruppenmitgliedern etwas zu erreichen. Erlebens- und Denkweisen formen sich vor allem durch gruppenbezogene Identifikationen und durch gruppeninterne Konflikte.

In unserer Gesellschaft bildet in der Regel die Familie für ein Individuum die Primärgruppe, und zwar in phasenspezifisch unterschiedlicher Weise: Die Ursprungsfamilie bildet die Primärgruppe für die primäre Sozialisation des Kleinkindes und für größere Strecken der sekundären Sozialisation des jungen Menschen; die Erwachsenenfamilie, in der ein Individuum als Ehepartner und/oder Elternteil lebt, bildet für die meisten erwachsenen Menschen die Primärgruppe in der tertiären Sozialisation.

4.2 Die Bedeutung der Familie in der primären Sozialisation

4.2.1 Die Familie als Rahmen der primären Sozialisation

Die primäre Sozialisation vollzieht sich weitgehend im Rahmen der Familie, die in Industriegesellschaften meist als ‚Kernfamilie‘ bzw. als „*Hausgemeinschaft von Eltern und den unselbstständigen Kindern*“ (Weinert 1974, S. 362) besteht. Die in der familiären Primärgruppe existierenden menschlichen Beziehungen bilden die wesentlichen Sozialisationsbedingungen in der primären Sozialisation. Die sozialen Beziehungen innerhalb der Familie reflektieren jedoch auch allgemeine gesellschaftliche Verhältnisse und sind eine Antwort auf sie; durch das Raster der Familie wird das Kind also mit allgemeinen gesellschaftlichen Sozialisationsbedingungen und Erwartungen konfrontiert. Häufig wird primäre Sozialisation mit Aufwachsen in der Kernfamilie gleichgesetzt; Effekte primärer Sozialisation werden meist darauf bezogen, was das Kleinkind in der Familie erlebt und lernt. Die Familie bietet dem Kind „*jene Bezugsgruppe, in der es seine ersten sozialen Erfahrungen machen kann, in der es seine Grundstrukturierung erfährt*“ (Gottschalch u.a. 1971, S. 18)

4.2.2 Grundlegende Prozesse in der primären Sozialisation

In der frühen Kindheit erwirbt das Kind seine erste Grundstrukturierung, wesentliche Verhaltens- und Interaktionsformen stabilisieren sich zu festeren „Persönlichkeitszügen“; die Erlebnisse und Erfahrungen der frühen Kindheit üben einen besonders prägenden Einfluss auf die weitere Entwicklung aus (vgl. Habermas 1968, S. 15; Weinert 1974, S. 357). Der Hintergrund für die starke Prägbarkeit des Kleinkindes durch Erfahrungen liegt darin, daß das Kind kaum angeborene Verhaltensregulationen besitzt, sondern bei seiner Geburt eine hohe Plastizität mitbringt (vgl. Gottschalch u.a. 1971, S. 41 f.) und daß es zugleich auf nahezu ausschließliche Betreuung in einer sozialen Lebensgemeinschaft angewiesen ist und sich deshalb in zentralen Grundzügen von der Lebensgemeinschaft bzw. von den mit ihr erfahrenen Interaktionen prägen lässt. Im Kinde selbst besteht eine starke Bereitschaft zu sozialen Kontakten und Interaktionserfahrungen in der Lebensgemeinschaft. Damit zeigt es eine hohe Anpassungsbereitschaft an die Lebensgemeinschaft und an die von dieser gebotenen Interaktionsweisen und somit auch eine hohe Lernbereitschaft und Lernfähigkeit. Da das Kind seine Erfahrungen mit der sozialen und materiellen Umwelt im allgemeinen und günstigen Falle im Rahmen einer konstanten Primärgruppe bzw. einer Familie macht, erscheint es selbstverständlich, dass das Kind in individuellen Grundzügen vom erfahrenen Interaktions- und Kommunikationsgefüge der Familie geprägt wird.

Im günstigen Verlauf der primären Sozialisation entwickelt das Kind, vermittelt durch vielfältige Interaktionen und Kommunikationen mit den anderen Mitgliedern in seiner Primärgruppe, elementare und wesentliche Fähigkeiten im Bereich kommunikativen und produktiven Handelns:

- Durch die Entwicklung von Sprachfähigkeiten lernt es, effektiv in gemeinsamen Symbolsystemen zu kommunizieren.
- Durch innere Reproduzierung der Erfahrung im Kontakt mit der materiellen und sozialen Umwelt lernt es zu denken. Denn Denken entsteht – im Sinne des symbolischen Interaktionismus von G.H.Mead (1969) – aus der Erfahrung sozialer Interaktion und Kommunikation; es ist eine innerhalb des Individuums stattfindende Kommunikation, ein internalisierter Dialog des Individuums mit in der Phantasie vorgestellten Personen.
- Aufgrund eines starken Bedürfnisses zu intensiven und befriedigenden Kommunikationen – die zentrale Bedeutung des Kontakt- und Kommunikationsbedürfnisses des kleinen Kindes für seine fortlaufende Entwicklung wird vor allem von Spitz (1967) und von Hassenstein (1973) hervorgehoben – erwirbt es wesentliche Fähigkeiten im Bereich der Kommunikationen und Kooperation, es übernimmt allmählich – im Sinne des symbolischen Interaktionismus von G.H. Mead (1969) – Haltungen seiner Kommunikationspartner, meist der Eltern, und sucht ihnen zu entsprechen, d.h. es identifiziert sich mit den Eltern und ihren Vorstellungen.

Da Eltern auch normativen und rollenspezifischen Erwartungen in der weiteren gesellschaftlichen Umwelt entsprechen, berücksichtigt das Kind solche elterlichen Erwartungen und verinnerlicht dadurch gesellschaftliche Normen und Rollen. Im Bereich des Rollenlernens lässt sich vor allem die Aneignung geschlechts- und altersspezifischer Rollenerwartungen hervorheben (vgl. Habermas 1968, S. 17). Diese Aneignung wird in der psychoanalytischen Theorie durch die dynamischen Vorgänge in der Ödipusphase begründet, wo das Kind im Alter von 3 – 5 Jahren nach einer Phase erotischer Zuneigung zum andersgeschlechtlichen Elternteil aufgrund des Erlebens des Inzesttabus die elterliche Autorität besonders des gleichgeschlechtlichen Elternteils introjiziert. Von psychoanalytischen Vorstellungen ausgehend, lässt sich die frühe Kindheit auch als Phase kennzeichnen, in der das Kind im Rahmen der Familie bzw. der Primärgruppe alle möglichen affektiven und emotionalen Erfahrungen in Bezug auf mitmenschliche Beziehungen wie Liebe, Hass, Eifersucht, Rivalität, Angst, Aggressivität u.ä. durchlebt. Die bewusste oder unbewusste Reaktivierung der spezifischen Art dieser frühen Erfahrungen und ihrer spezifischen Verarbeitung spielt nach psychoanalytischer Ansicht eine zentrale Rolle bei der Gestaltung späterer sozialer Beziehungen.

Normalerweise entwickelt das Kleinkind ein starkes Interesse für alles was in seiner Umwelt vor sich geht; es möchte die materielle und soziale Umwelt in ihren Gesetzmäßigkeiten durch „*Erkunden, Wissbegier, Spielen, Nachahmen*“ (vgl. Hassenstein 1973, S. 51ff.) kennen lernen. Das Interesse des Kindes am erforschenden und aktiv handelnden Umgang mit der Umwelt ist der Motor für Lernfortschritte im Bereich sachbezogener Umweltkontakte bzw. Entwicklungsfortschritte im Bereich des Denkens (vgl. Rauh 1974). Nach Piaget entwickeln sich im Kinde rationale Einsichten in Gesetzmäßigkeiten dadurch, dass es Umwelterfahrungen durch die Vorgänge „Assimilation“ und „Akkommodation“ ständig in „Schemata“ zu strukturieren versucht (vgl. Rauh 1974, S. 233f.). Dabei verschafft das Ausprobieren neuer Handlungen und Fertigkeiten dem Kind eine hohe Befriedigung (vgl. ibd., S.239). So gewinnt das Kind mit der Zeit auch die Fähigkeiten im Bereich produktiven Handelns. Wieweit sich das Interesse des Kindes an der Umwelt und an verschiedenen und neuen Handlungsmöglichkeiten entfalten kann, hängt weitgehend vom Ausmaß geeigneter, phasenspezifisch erfassbarer Anregungen von Seiten der Umwelt ab.

4.2.3 Die Bedeutung einer stabilen Primärgruppe in der primären Sozialisation

„Ob die sozial erwünschten Verhaltenspositionen und Persönlichkeitseigenschaften wie Lernfähigkeit, Leistungsorientierung, Initiative, Autonomie und Liebesfähigkeit im Kind entwickelt werden können, hängt vordringlich von der Stabilität und Konsistenz der frühkindlichen Umwelt ab, ... (davon), dass die Beziehungen zum Kind hinreichend intensiv und begleitet sein müssen von positiver affektiver Zuwendung, die hinsichtlich des Verhaltens des Kindes unbedingt ist.“ (Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit 1973, S.13).

Für die Entwicklung positiver Möglichkeiten im Bereich kommunikativen und produktiven Handelns ist es also notwendig, daß das Kleinkind intensive, emotional befriedigende mitmenschliche Beziehungen in einer stabilen Primärgruppe erlebt. Befriedigende Beziehungen drücken sich für das Kleinkind darin aus, daß es in ihnen einen intensiven Austausch positiver emotionaler Gefühle mit Erwachsenen und emotionale Zuwendung von ihnen erfährt und daß sich die Beziehungen außer-

dem als belastbar, tragfähig, stabil, in sich konsistent und äußerlich konstant erweisen. Das Erlebnis befriedigender Beziehungen lässt sich auch als Erfahrung intensiver, körpernaher Kommunikation umschreiben, die auf gegenseitigem Verstehen der Kommunikationspartner und symbolischer Verständigung beruht, wobei der Ort solcher Kommunikationserfahrungen eine Primärgruppe ist, für das Kleinkind in der Regel die, in die es hineingeboren wird. Solche positiven sozialen, kommunikativen Erfahrungen erscheinen deshalb als grundlegende Voraussetzungen für die Entwicklung wesentlicher Fähigkeiten kommunikativen Handelns; denn die ganze Persönlichkeitsentwicklung und „Selbst“-werdung des Menschen ist sozial vermittelt und von sozialen Einflüssen abhängig.

Um in der primären Sozialisation eine eigene grundlegende Sicherheit in Bezug auf das Verhältnis zur gesamten Umwelt entwickeln zu können, womit sich ja die Funktion der primären Sozialisation global umschreiben lässt, – psychoanalytisch gesprochen: um Ichstärke bzw. ein reifes Ich zu erlangen – ist die Erfahrung von Sicherheit durch stabile Beziehungen im Sinne innerer Konsistenz und äußerer Konstanz notwendig. Stabile Kommunikationsformen können sich beim Kleinkind nur dort entwickeln, wo es Kommunikationsbeziehungen mit der Umwelt erleben kann, die sich durch Zuverlässigkeit und Vorhersagbarkeit auszeichnen. Das Gefühl emotionaler Sicherheit durch stabile Beziehungen ist auch eine notwendige Basis dafür, daß beim Kleinkind Interesse für neue Erfahrungen und Kontakte mit der Umwelt wirksam werden (vgl. Hassenstein 1973, S. 56).

Für einen guten Verlauf der primären Sozialisation kommt es zentral auf eine stabile Primärgruppe bzw. auf stabile Beziehungen in der Primärgruppe an. Diese Aussage lässt sich durch zwei Perspektiven ergänzen: durch den Blick auf die Bedeutung einer stabilen Mutter-Kind-Beziehung und durch den Blick auf die heutige Kernfamilie.

Nach Neidhart kann *„das frühkindliche Bedürfnis nach einer Dauerpflegeperson, die sich dem Kind hinreichend, verlässlich und freundlich zuwendet, und nach einem Milieu, das über Jahre hin stabil und im übrigen ausreichend konsistent und ‚verständlich‘ ist, ... durch keine andere Sozialformation mit solch ähnlich hoher Erfolgswahrscheinlichkeit befriedigt werden wie durch die Familie“* (zit. nach: Weinert 1974, S.362).

Die Betonung der frühen Mutter-Kind-Beziehung ist vor allem auf die entwicklungspsychologischen Erörterungen von Rene Spitz zurückzuführen: Er stellte die Interaktion zwischen Mutter und Kind als zentrales Element der Entwicklung im ersten Lebensjahr dar (vgl. Spitz 1967). Seinen Erörterungen nach entwickelt das Kind im Alter von 6 – 8 Monaten eine vorrangige Beziehung zu einer bestimmten individuellen Person und zeigt dann Angstreaktionen beim Auftauchen fremder Personen. Einerseits ist die Beziehung des Kindes zur eigenen Mutter von biologischen Gegebenheiten her darauf angelegt, im ersten Lebensjahr intensiver zu sein als andere Beziehungen: Der Stillvorgang ermöglicht für Mutter und Kind einen körperlichen Kontakt, der von beiden Personen meist intensiv und positiv erlebt wird und stabilisierend auf die Beziehung wirkt; bei der Mutter zeigt sich weiterhin eine besondere, wohl durch die Schwangerschaft physiologisch, bedingte Sensibilität für das Kind (vgl. Eckensberger 1971, S.47); auch wird die affektive Beziehung der Mutter zu ihrem Kind in der Regel sicherlich durch das Gefühl verstärkt, das Kind selbst im Körper getragen zu haben. Andererseits muss aber die primäre Bezugsperson, zu der das Kind in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres eine Beziehung entwickelt, nicht unbedingt die eigene Mutter sein; *„es kommt nicht auf die Zuwendung durch die eigene Mutter, sondern auf die einer mütterlichen Person an. Im Prinzip könnte jeder Erwachsene, der körperlich, intellektuell und gefühlsmäßig dazu in der Lage und bereit ist, die soziale Funktion einer Mutter ersetzen“* (Hellbrügge 1966, S. 393).

Ausgehend von Bowlby (1952), blieb jedoch die Erörterung auf die soziale Beziehung zur Mutter oder einer Pflegeperson reduziert; es wurde beim Kind eine Tendenz zur „monotropen“ Bindung, d.h. eine *„angeborene Bedeutung ... , sich primär einer einzigen spezifischen Person anzuschließen“* (v. Harnack 1965, S. 1221), angenommen. Dieser Tendenz widersprechen jedoch die Beobachtungen Schaffers, wonach im ersten Lebensjahr meist mehrere Personen Objekte kindlicher Zuneigung sind, wobei die affektive Bindung zur Mutter noch nicht einmal die intensivste zu sein braucht. Die konzeptmäßige Reduzierung der sozialen Beziehungen des Kleinkindes kann *„als Ergebnis der gesellschaftlichen Situation unseres Kulturkreises angesehen werden, die in der Regel nur eine Pflegeperson in der Familie kennt“* (Nickel 1972, S. 1279). In der Frage der Auswirkung des „multiple mothering“, d.h. der Aufteilung der sozialen mütterlichen Funktionen unter meh-

rere Personen, können Untersuchungen zur Kleinkindererziehung in anderen Kulturkreisen und im israelischen Kibbutz Aufschlüsse geben. Nachteilige Effekte auf das soziale Verhalten und die allgemeine Persönlichkeitsentwicklung konnten nicht festgestellt werden; es lässt sich eher vermuten, „dass ganz allgemein der Umgang mit mehreren freundlich zugewandten Menschen in der ersten Lebenszeit dem Kind letztlich bessere Entwicklungsmöglichkeiten und vor allem soziale Fähigkeiten verschafft, als der ausschließliche Bezug auf die eine Mutter Figur“ (Pechstein 1974b, S. 54; vgl. auch Nickel 1972, S.280; Yarrow 1961). Das Entscheidende für eine günstige soziale Entwicklung des Kindes sind emotional warme und akzeptierend zugewandte Interaktionen und Kommunikationen der Mitglieder in der Primärgruppe mit dem Kind.

Das Erleben intensiver, emotional befriedigender mitmenschlicher Beziehungen im Rahmen einer stabilen Primärgruppe erscheint meistens vor allem in der Kernfamilie möglich: Sie bildet eine Gruppe, „in der die persönlichen Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern umfassend, intensiv, individuell und emotional sein können“, einen „Ort wechselseitiger Sympathiebeziehungen und Rahmen gegenseitiger Akzeptierung, Kooperation und Hilfsbereitschaft“ und „eine recht stabile Einheit“ (alle Zitate: Weinert 1974, S. 362). Strukturelle Momente sprechen für die Kernfamilie als geeignete Primärgruppe: Von der Größe her besteht in der Kernfamilie die Möglichkeit zu intensiverer Kommunikation; ihre Konstellation – Mutter, Vater, Geschwister – ermöglichen dem Kleinkind Kommunikation mit alters- und geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Partnern; in der Regel weist sie auch äußere Konstanz auf.

Die Eignung der Kernfamilie als gute Primärgruppe ist jedoch nicht nur unter mikrosozialen Aspekten zu betrachten, sondern auch unter makrosozialen Aspekten, da die Kernfamilie in ihren Kommunikationsstrukturen stark von gesellschaftlichen Einflüssen, Erwartungen und Strukturen geprägt wird. Die Abhängigkeit der Kernfamilie von äußeren gesellschaftlichen Einflüssen ist heutzutage eher noch stärker als in früheren, mehr durch feudalistisch-agrarische Gesellschaftsstrukturen geprägten Zeitepochen; denn einmal hat sie den Status einer eigenständigen gesellschaftlichen Produktionseinheit, die über ihre Funktion des Gebärens und Erziehens von Kindern hinausgeht, verloren und außerdem hat sich die Zahl ihrer Mitglieder im Vergleich zur Großfamilie verringert, was ihre Beeinflussbarkeit von außen sicher gesteigert hat (vgl. Gottschalch u.a. 1971, S. 26ff.). Ihre Aufgabe im Rahmen der gesellschaftlichen Produktion erleben die Familienmitglieder weitgehend außerhalb des familiären Rahmens; die gesellschaftliche Funktion der Familie erscheint nahezu auf die der Reproduktion, d.h. der Erholung und Wiederherstellung von „Arbeitskraft“, beschränkt. Als Resultat aus der für den Einzelnen oft unbefriedigenden Stellung im Rahmen der gesellschaftlichen Produktion und Organisation wird die Familie dann oft zum bloßen Zufluchtsort und zur „Privatsphäre, wo die persönlichen Verhältnisse Schutz, Geborgenheit und Glück bieten sollen“ (Gottschalch u.a. 1971, S. 29). Diese „Tendenz des völligen Sich-Zurückziehens in die Intimität der eigenen Familie“ (Weinert 1974, S.364) lässt bei den einzelnen Familienmitgliedern leicht die Illusion aufkommen, sie seien innerhalb der Familie von gesellschaftlichen Einflüssen, besonders von frustrierenden, verschont. Begünstigt wird dadurch eine „Familienideologie, in der die Familie zu einer sozialen Idylle verklärt wird“ (Weinert 1974, S. 364). Eine weitere Analyse der Einflüsse gesellschaftlicher Produktions- und Organisationsverhältnisse auf Kommunikationsstrukturen in der Familie findet sich u.a. bei Gottschalch u.a (1971) und bei Hurrelmann (1973).

Mängel in der Stabilität der Primärgruppe können einmal in einer mangelnden inneren Konsistenz der Kommunikationen in der Primärgruppe bestehen, in der Familie eventuell begründet durch konträre Erziehungseinstellungen der Eltern oder durch ein ambivalentes „Selbst“-Verständnis eines Elternteils; beim Kinde wird dadurch der Prozess der Identifikation, der Übernahme einer stabilen Rolle bzw. des Aufbaus eines stabilen „Selbst“-Verständnisses erschwert.

Negativer betroffen wird die Sozialisation des Kleinkindes in der Regel durch fehlende Erfahrungen einer äußerlich konstanten Primärgruppe. Die Konstanz einer Familie kann dadurch beeinträchtigt sein, daß die Beziehung zu einem Elternteil von Seiten der Restfamilie aufgrund von Tod, Scheidung oder Trennung verloren geht. Schwerer wiegen für das Kleinkind Erfahrungen, in denen es eine längere, mindestens 6 Monate dauernde Trennung von seiner ersten Primärgruppe erlebt, zu der es schon eine Beziehung – im Alter von 6 - 8 Monaten – aufgebaut hat. Solche Trennungserfahrungen hinterlassen beim Kleinkind die grundlegende Erfahrung eines Bruchs in seinen Beziehungen zur mitmenschlichen „signifikanten“ Umwelt.

4.3 Die weitere Bedeutung der Familie in der Sozialisation

Der Familie lassen sich als spezifische Gruppe gegenüber anderen Formen menschlichen Zusammenlebens drei Bedeutungsbereiche zuschreiben, die nachfolgend erläutert werden.

4.3.1 Grundeinheit für Intimität in menschlichen Beziehungen

Da Menschen in ihrer Sozialisation auf soziale Beziehungen angewiesen sind, streben sie zu engen sozialen Beziehungen, die sie positiv und intensiv emotional erleben können. Sie möchten in engen guten Beziehungen einerseits soziale Vertrautheit, Geborgenheit, Anerkennung und dadurch sozialen Schutz und sozialen Selbstwert erleben sowie andererseits intensive, anregende, erregende Begegnungen und dadurch so etwas wie Neubelebung, vor allem auch durch erotisch-sexuell Kontakte. Diese Intimität in Beziehungen können Menschen vor allem in Familien erleben, zumindest in der heutigen Gesellschaft.

Dadurch, daß die Familie Menschen emotionale soziale Erholung und Belebung ermöglicht, dient sie in der Gesellschaft auch der Erholung und Reproduktion menschlicher Arbeitskräfte.

4.3.2 Grundeinheit für kooperative Lebenssicherung

Als Lebens-, Haushalts- und Eigentumsgemeinschaft bildet die Familie eine soziale kooperative Grundeinheit, in der sie für die einzelnen Mitglieder Grundlagen der Lebenssicherung regelt. Wesentliche Bestandteile der kooperativen Sorge sind: die Beschaffung und Zubereitung von Nahrung, die Sorge für ‚ein Dach überm Kopf‘, die Verteilung der aus gesellschaftlicher Arbeit erlangten finanziellen Mittel, die Bildung und Nutzung von Gemeinschaftseigentum. Die Aufgabe der ökonomischen Sorge für ihre Mitglieder ist der Familie auch von der Gesellschaft aufgetragen, wie viele rechtliche Bestimmungen aufzeigen.

4.3.3 Grundeinheit für Fortpflanzung und Betreuung der Nachkommenschaft

Unter dem Gesichtspunkt der Evolution zeichnet sich organismisches Leben grundsätzlich durch Wachstum und Weiterentwicklung aus. Evolutionäre Weiterentwicklung gilt kaum für einen einzelnen Organismus, da er ja nach Wachstumsphasen stirbt; sie gilt vielmehr für die Gesamtheit der Organismen in langen zeitlichen Abläufen. Auf der phylogenetischen Entwicklungsstufe des Menschen ist eigenständige evolutionäre Weiterentwicklung in eine historische Weiterentwicklung menschlicher Gesellschaften umgeschlagen.

Jegliche überindividuelle Weiterentwicklung setzt die Erzeugung von Nachkommenschaft, die Sorge für ihr Wachstum und ihre biologische und soziale Entwicklung bis zu ihrer Selbständigkeit voraus. Die Sorge für die Erzeugung und Entwicklung der Nachkommenschaft, der nächsten Generation ist in den meisten Gesellschaften familiären Verbänden übertragen.

Diese Sorge hat folgende Bestandteile:

- Zeugung und Fortpflanzung; diese Aufgabe übernehmen Ehepaare bzw. eheähnlich zusammenlebende Paare.
- die ökonomisch-materielle Sorge für das Wachstum bzw. für den biologischen Aspekt der Entwicklung von Kindern, d.h. die Gewährung von Nahrung, Wärme und Schutz vor negativen Wachstumseinflüssen. Bei der Verwendung der theoretischen Konstrukte ‚Energie‘ und ‚Information‘ läßt sich die biologische Seite der Entwicklung als Zuwachs von Energie betrachten.
- die Sorge für zentrale Bestandteile des Sozialisationsprozesses bzw. für soziale Lernprozesse bzw. für den sozialen Aspekt der Entwicklung von Kindern (vgl. oben 4.2). Die soziale Seite der Entwicklung, d.h. Sozialisation und Lernprozesse, läßt sich theoretisch als Zuwachs von ‚Information‘ betrachten.

4.4 Die Familie als soziales Subsystem der Gesellschaft

Gruppen und Organisationen als soziale Systeme in der Gesellschaft stehen nicht unabhängig nebeneinander; vielmehr haben sie die Aufgabe, durch ihre gegenseitige Kooperation als Teilsysteme zum Funktionieren des makrosozialen Systems der Gesellschaft beizutragen, was immer das heißt. Die Kooperation der gesellschaftlichen Teilsysteme wird auch dadurch gefördert, daß Individuen im Allgemeinen Mitglieder in verschiedenen Teilsystemen sind. Von der Gesellschaft geht also eine Erwartung aus an die einzelnen Organisationen und Gruppen, daß sie den Sozialisationsprozess ihrer Mitglieder so beeinflussen, daß diese besser zum Funktionieren der Gesellschaft beitragen. Organisationen und Gruppen können also als Instanzen betrachtet werden, die durch ihre Ziele, Normen und Kommunikationsweisen die Sozialisationsprozesse ihrer Mitglieder im Sinne der gesellschaftlichen Erwartungen beeinflussen.

Auch die Familie hat die Funktion, Sozialisationsprozesse ihrer Mitglieder, der Ehepartner und der Kinder, im Sinne gesellschaftlicher Erwartungen zu beeinflussen. Die eminent hohe Bedeutung der Familie als gesellschaftliche Sozialisationsinstanz wird vor allem durch Darstellungen und Wertungen der Familie als „Keimzelle der Gesellschaft“ deutlich. Gesellschaftliche Erwartungen und Einflüsse bezüglich der familialen Sozialisation werden in folgenden Bereichen deutlich:

- in der Familienpolitik und ihren Explikationen in der auf Familien bezogenen Verteilung öffentlicher finanzieller Mittel (z.B. Kindergeld), in juristischen Formulierungen (z.B. Elternrecht) und in öffentlichen Empfehlungen zur Unterstützung der Familienerziehung,
- in der durch offizielle Behörden (Sozialamt, Jugendamt, Vormundschaftsgericht) ausgeübten Kontrolle der familialen Sozialisation,
- in den organisatorischen Regelungen von Arbeitsverhältnisse, vor allem in geschlechts- und elternrollenspezifischen Festlegungen zum Ausmaß von Arbeitszeit und Arbeitsentlohnung.

Für Sozialisationsprozesse von Kindern in den ersten Lebensjahren wird die Familie in der heutigen Gesellschaft fast als einzige normale oder zumindest überwiegende Sozialisationsinstanz betrachtet. Zur Analyse der Funktion der Familie in der primären Sozialisation ist deshalb auch die Erörterung von gesellschaftlichen Einflüssen und Erwartungen notwendig, die sich einmal auf familiäre Sozialisationsprozesse des Kleinkindes beziehen und zum anderen auf die von Erwachsenen durch ihre Rolle als elterliche Betreuungspersonen von Kleinkindern (z.B. die Sozialisation durch gesellschaftliche Erwartungen bezüglich der Mutterrolle).

Literatur

- Berndt, H.: Kommune und Familie, in: Kursbuch 17: Frau – Familie – Gesellschaft, Frankfurt/M. 1969, S. 129-146
- Bowlby, J.: Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit, München 1973
- Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit: Zweiter Familienbericht, Bonn-Bad Godesberg 1973
- Bundesminister für Familie, Jugend und Gesundheit (Hrsg.): Probleme der Familie und der Familienpolitik in der BRD, Bonn - Bad Godesberg 1973
- Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit: Gefährdete Kinder und Jugendliche, Bonn - Bad Godesberg 1973
- Caesar, B.: Autorität in der Familie, Reinbek 1973 (rororo-TB)
- Claessens, D. / Milhoffer, P. (Hrsg.): Familiensoziologie, Frankfurt/M. 1973
- Dau, R.: Der Beitrag des Kindergartens zur frühkindlichen Sozialisation, in: Neidhardt, F. (Hrsg.): Frühkindliche Sozialisation, Stuttgart 1975, S. 373-395
- Dermitzel, R.: Thesen zur antiautoritären Erziehung, in: Kursbuch 17: Frau – Familie – Gesellschaft, Frankfurt/M. 1969, S.179-187
- Detusch-Heil, G. / Malchow, C. F.: Tagesmütter – Tageskinder, Köln 1977
- Engels, F.: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, in: MEW, Band 21, S. 25-173
- Erikson, E.H.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt/M 1971
- Feil, J. (Hrsg.): Wohngruppe, Kommune, Großfamilie, Reinbek 1973 (rororo-TB)
- Gottschalch, W. / Neumann-Schönwetter, M. / Soukup, G.: Sozialisationsforschung, Frankfurt/M. 1971 (Fischer-TB)
- Habermas, J.: Thesen zur Sozialisation, Frankfurt/M. 1968
- Haensch, D.: Repressive Familienpolitik, Reinbek 1969 (rororo-TB)
- v.Harnack, G.A.: Die Bedeutung der Mutter für die seelische Entwicklung des Kindes, in: Deutsche medizinische Wochenschrift, 27, 1965, S. 1221-1222
- Hassenstein, B.: Verhaltensbiologie des Kindes, München 1973
- Hellbrügge, T.: Zur Problematik der Säuglings- und Kleinkinderfürsorge in Anstalten, in: Opitz, H. / Schmidt, F. (Hrsg.), Handbuch der Kinderheilkunde, Band III, Berlin 1966, S. 384-404
- Holzcamp-Osterkamp,U.: Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung 1, Frankfurt/M 1977
- Hurrelmann, K.: Familiäre Sozialisation und soziale Ungleichheit, in: Walter, H.: Sozialisationsforschung, Band II – Sozialisationsinstanzen, Sozialisationswirkungen, Stuttgart 1973, S.23-40
- Jordan, Bärbel: Sozialisationstheorie und Sozialisation in der Familie, in: Abels, H. (Hrsg.), Sozialisation in der Schule , Bochum 1971, S.25-67
- Kontler, H.: Sexualerziehung, Reinbek 1970 (rororo-TB)
- Koch, R.: Berufstätigkeit der Mutter und Persönlichkeitsentwicklung des Kindes, Köln 1975
- Kommune 2: Kindererziehung in der Kommune, in Kursbuch 17: Frau – Familie – Gesellschaft, Frankfurt/M. 1969; S.147-178
- Kursbuch 17: Frau – Familie – Gesellschaft, Frankfurt/M. 1969
- Lehr, U.: Die Bedeutung der Familie im Sozialisationsprozess, Stuttgart 1973

- Lehr, U.: Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes, Darmstadt 1974
- Lehr, U.: Die mütterliche Berufstätigkeit und mögliche Auswirkungen auf das Kind, in: Neidhardt, F. (Hrsg.): Frühkindliche Sozialisation, Stuttgart 1975, S.230-269
- Liegle, L.: Familie und Kollektiv im Kibbutz, Weinheim 1973
- Liegle, L.: Familienerziehung oder Kollektiverziehung? Eine falsche Alternative, in: Walter, H.: Sozialisationsforschung, Band II – Sozialisationsinstanzen, Sozialisationseffekte, Stuttgart 1973, S.41-63
- Mead, G.H.: Sozialpsychologie, Neuwied 1969
- Meinhold, M. / Hollstein, W.: Erziehung und Veränderung, Neuwied 1975
- Milhoffer, P.: Familie und Klasse, Frankfurt/M. 1975 (Fischer-TB)
- Mellenhauer, I. / Drumlik, M. / Wudtke, H.: Die Familienerziehung, München 1975
- Nagera, H.: Psychoanalytische Grundbegriffe, Frankfurt/M. 1976 (Fischer-TB)
- Neidhardt, F.: Die Familie in Deutschland, Opladen 1975
- Neidhardt, F. (Hrsg.): Frühkindliche Sozialisation, Stuttgart 1975
- Neidhardt, F.: Systemtheoretische Analysen zur Sozialisationsfähigkeit der Familie, in: Neidhardt, F. (Hrsg.): Frühkindliche Sozialisation, Stuttgart 1975, S.162 - 187
- Neidhardt, F.: Schichtspezifische Einflüsse im Sozialisationsprozess, in: Wurzbacher, G. (Hrsg.): Die Familie als Sozialisationsfaktor, Stuttgart 1977, S.275-308
- Nickel, H.: Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters, Bern 1972
- Ottomeyer, N.: Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen, Reinbek 1977 (rororo-TB)
- Pechstein, J.: Zur Bedeutung sinnesphysiologischer vermittelter Umweltreize in der frühkindlichen Entwicklung
- Pechstein, J.: Umweltabhängigkeit der frühkindlichen zentralnervösen Entwicklung, Stuttgart 1974
- Prewo, R. & Ritsert, J. & Stracke, E.: Systemtheoretische Ansätze in der Soziologie, Reinbek 1973
- Rauh, H.: Entwicklung des Denkens, in: Funkkolleg Pädagogische Psychologie, Band I, Frankfurt/M. 1974, S. 221-249
- Reich, W.: Sexuelle Revolution, Frankfurt/M. 1975 (Fischer-TB)
- Richter, H.E.: Eltern, Kind, Neurose, Reinbek 1970 (rororo-TB)
- Rieländer, Maximilian: Auswirkungen frühkindlicher Heimaufenthalte und Trennungserfahrungen auf das soziale Selbstbild, Diplomarbeit am Fachbereich Psychologie der Universität Gießen 1975
- Ritter, F.u.J.: Freie Kindererziehung in der Familie, Reinbek 1972
- Rosenbaum, H.: Familie als Gegenstruktur zur Gesellschaft, Stuttgart 1973
- Rosenbaum, H. (Hrsg.): Familie und Gesellschaftsstruktur, Frankfurt/M. 1974 (Fischer-TB)
- Scharmman, D. / Scharmman, T.: Die Vaterrolle im Sozialisations- und Entwicklungsprozess des Kindes, in: Neidhardt, F. (Hrsg.): Frühkindliche Sozialisation, Stuttgart 1975, S. 270-316
- Schink, H.D.: Wohin mit meinem Kind? Tagesmütter, Stuttgart 1974
- Schmalohr, E.: Frühe Mutterentbehmung bei Mensch und Tier, München 1968
- Schmalohr, E.: „Mutter“-Entbehmung in der Frühsozialisation, in: Neidhardt, F. (Hrsg.): Frühkindliche Sozialisation, Stuttgart 1975, S.188-229
- Schmidt-Relenberg, N. / Luetkens, C. / Rupp, K.: Familiensoziologie, Stuttgart 1976 (Urban-TB)
- Schulz, W. / Rheinländer, A. (Hrsg.): Tagesmütter, Weinheim 1975

- Spitz, R.: Vom Säugling zum Kleinkind, Stuttgart 1967
- Spitz, R.: Vom Dialog, Stuttgart 1976
- Walter, H.: Sozialisationsforschung, Band II – Sozialisationsinstanzen, Sozialisationswirkungen, Stuttgart 1973
- Watzlawick, P. / Beavin, J.H. / Jackson, D.D.: Menschliche Kommunikation, Bern 1972
- Weber-Kellermann, I.: Die deutsche Familie, Frankfurt/M. 1974 (Fischer-TB)
- Weinert, F.E.: Die Familie als Sozialisationsbedingung, in: Funkkolleg „Pädagogische Psychologie“, Band 1, Frankfurt/M. 1974, S.355-386
- v. Werder, L. (Hrsg.): Was kommt nach den Kinderläden? Berlin 1977
- Wurzbacher, G. (Hrsg.): Die Familie als Sozialisationsfaktor, Stuttgart 1977
- Wurzbacher, G. / Cyprian, G.: Sozialisationsmängel der Kleinfamilie unter besonderer Berücksichtigung der Bundesrepublik Deutschland, in: Bundesminister für Familie, Jugend und Gesundheit (Hrsg.): Probleme der Familie und der Familienpolitik in der BRD, Bonn-Bad-Godesberg 1973
- Wurzbacher, G. / Cyprian, G.: Strukturbedingungen frühkindlicher Sozialisation in Wohnkollektiven, in: Neidhardt, F. (Hrsg.): Frühkindliche Sozialisation, Stuttgart 1975, S.317-372
- Wurzbacher, G.: Die Familie: Hypothesen – Fragestellungen – Folgerungen, in: Wurzbacher, G. (Hrsg.): Die Familie als Sozialisationsfaktor, Stuttgart 1977, S.1-32